



Sam Hayes

Das verbotene Zimmer

Roman

Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
1. Auflage Mai 2011

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011

Copyright © 2009 Sam Hayes

Titel der englischen Originalausgabe: Tell-Tale
(Headline, London)

Konzeption: semper smile Werbeagentur GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: trevillion, © Yolande de Kort

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Sabon

Papier: Munkenprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindearbeiten: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-61025-2

List Taschenbuch

PROLOG

Mehr als einhundert Meter unter ihr rauscht der Fluss. Sie hält sich an den Absperrrähten fest, weil sich ihr Rock, den sie zwischen die wackeligen Knie geklemmt hatte, jetzt im Wind bauscht und sie fast aus dem Gleichgewicht bringt. Jeden Augenblick können die Helfer angerannt kommen, um sie aufzuhalten, wie schon bei so vielen anderen. Bis dahin muss sie es tun, aber erst im letzten Augenblick, damit man sie auch wirklich springen sieht. Der Fahrer eines vorbeibrausenden Autos hupt und winkt, als wollte er sagen: »Na los, spring schon!«

Drei Sekunden dauert es, bis man tot ist.

Sie blickt in das Wasser unter ihr. Ihr Mund ist trocken, die Kehle beim Schlucken wie zugeschnürt. Sie denkt daran, was er gesagt hat: *Mit den Füßen voran ... Zehen strecken wie eine Ballerina ... Hände über dem Kopf verschränken ... in einem leicht schrägen Winkel auftreffen.* Sie hat die Haare zurückgebunden, doch eine Strähne hat sich losgerissen und weht ihr gegen die Wange.

»Auf die Luftblasen achten«, flüstert sie. Ihre letzten Worte.

Da unten sei es stockdunkel, hat er lächelnd gesagt und erklärt: »Wenn es wirklich jemand versuchen will, muss er den Luftblasen bis an die Oberfläche folgen und dann um sein

Leben schwimmen. Aber das tut keiner«, fügte er hinzu. »Nicht ohne Ausrüstung.«

Sie lockert ihren Rock – eigentlich ist es gar kein richtiger Rock, es sind zusammengenähte Bahnen aus einem speziellen Material. Darunter klebt der Neoprenanzug an ihrem zitternden Körper. Sie schiebt sich die Klammer auf die vor Angst geblähten Nasenflügel und legt die Hände auf die Brüstung. Kalt und hart fühlt sich der Rand des Geländers an, als sie hinüberklettert und ihre endgültige Position einnimmt. Der Fluss unter ihr ist so weit weg wie ein anderer Planet, ein anderes Leben.

Sie späht zu dem Fußweg auf der Brücke hinüber. Ungefähr fünfzig Meter von ihr entfernt steht eine Frau, die Hände entsetzt an den Mund gepresst. Weiter hinten kommt schwerfällig ein übergewichtiger Brückenwärter angelaufen. Am Himmel ballen sich dunkle Sturmwolken, ein Dutzend Möwen gleitet mühelos durch die Windböen. Der weiße Lieferwagen eines Installateurs bremst kurz ab und beschleunigt dann wieder, während ein kleines rotes Auto stehen bleibt. Das alles registriert sie, während sie einen einzigen kleinen Schritt ins Leere macht.

Drei Sekunden bis zum Tod, doch für sie dauert es den Rest ihres Lebens.

Immer mit der Ruhe, es bleibt genügend Zeit zum Nachdenken. Bis zur Schmerzgrenze streckt sie die bloßen Füße, faltet die Hände über dem Kopf. Der Wind weht durch sie hindurch, reinigt, löscht aus, erneuert, rettet. Sie verzieht das Gesicht zu einem Lächeln über das, was kommen wird – nicht beim Aufprall, sondern danach.

Die sandfarbenen Stoffbahnen blähen sich und flattern ein wenig, dann bremsen sie durch den Luftwiderstand ihren Fall ab, anderthalb Sekunden, bevor ihre Zehenspitzen die Was-

seroberfläche durchdringen. Sie versucht, sich nach hinten zu neigen, doch bei der Wucht des Sturzes gelingt es ihr nicht richtig. Zentimeterweise dringt ihr Körper in eine andere Welt ein. Ihre Füße, Knöchel, Knie, Oberschenkel treffen auf die betonharte Wasseroberfläche. Ihre Brust, Schultern und Hals – ihr ganzer Körper wird in den Strom gerissen. Dann, kurz bevor der Kopf eintaucht, schließt sie instinktiv die Augen. Alles ist still. Alles ist schwarz. Alles läuft wie in Zeitlupe ab.

Endlich kann sie die schweren Glieder wieder bewegen, nicht sicher, ob sie noch alle am Körper sitzen. Sie windet sich aus dem Stoff, der davontreibt wie eine befreite Qualle. Alles, was sie im trüben Wasser erkennen kann, sind ihre wirren Haarsträhnen und eine silbrige, sprudelnde Spur.

Folge den Blasen, denkt sie benommen, weiß nicht mehr, wo oben und unten ist.

Die Hände zu Schaufeln gewölbt, kämpft sie sich an die Oberfläche. Ihr Brustkorb brennt, die Beine lassen sich kaum noch bewegen. Doch sie paddelt verzweifelt weiter, begierig nach dem Licht, nach ihrem zweiten Leben.

1 Nina Kennedy streifte sich die Schuhe ab und massierte ihre wunden Füße. »Hol mir bitte eine Kopfschmerztablette, mein Schatz.« Sie schloss die Augen.

»Hier, Mum.« Josie reichte ihr die Tablette mit einem Glas Wasser. »Alles in Ordnung?«

Nina lächelte trotz der Schmerzen. »Ja, klar.« Sie rieb sich die Stirn. Es war ein langer, anstrengender Tag gewesen, doch sie hatte jede Minute genossen. »Ich spüre meine Füße nicht mehr, und mein Kopf fühlt sich an, als würde er gleich platzen, aber das war die Sache auf jeden Fall wert.« Nina umarmte ihre Tochter. »Mit dieser Präsentation habe ich es geschafft!«

»Du meinst ... du hast den Vertrag bekommen?« Josie blinzelte ein paar Mal – ein Tick, der sie schon seit Jahren plagte – und wagte vor Spannung kaum zu atmen. Als sie sich das lange Haar zurückstrich, kam ein schmales Gesicht zum Vorschein, dessen Züge nicht mehr ganz zu einem Kind, aber auch noch nicht zu einer Frau passten.

»Genau. Damit ist Chamäleon Special Effects offiziell für Maske und Effekte der nächsten drei Filme von Charterhouse Productions zuständig.«

Josie presste die Lippen aufeinander und dachte für einen Augenblick schweigend nach. »In den Pinewood-Studios?«, fragte sie schließlich.

Nina nickte und schluckte die Tablette. »Mit *Grab* geht es los. Die Aufnahmen beginnen in zwei Wochen. Weil dann ja noch Ferien sind, kannst du mich zum Set begleiten.« Nina ließ die Jacke von den Schultern auf die Sessellehne gleiten. Ihre Tochter war geradezu besessen von der Schauspielerei, aber es war eine harmlose Schwärmerei und gab dem jungen Mädchen die Möglichkeit, seine Ängste und Emotionen auszudrücken. Jedenfalls besser, als zu rauchen oder Drogen zu nehmen, fand Nina.

Josie sagte kein Wort. Ihre Augen wurden groß, und sie blies die Backen auf. Dann rannte sie aus dem Zimmer. Einige Sekunden später hörte Nina, wie sie Dampf abließ, indem sie all ihren Freundinnen am Telefon die Neuigkeit mitteilte. *Ihre Mum würde berühmte Leute schminken!*

Nina ging in die Küche und packte die Lebensmittel aus, die sie auf dem Heimweg gekauft hatte. Dann schenkte sie sich ein Glas Wein ein und setzte sich an den Küchentisch. Sie hätte gern gewusst, ob ihr Grinsen wirklich so breit war, wie es sich anfühlte.

Mick wusste noch nichts von ihrem Erfolg. Sie wollte es ihm erzählen, sobald er zurückkam. Es war der bisher größte Auftrag für Chamäleon. Normalerweise arbeitete sie für Theaterproduktionen, Fotoshootings mit Models, Werbeaufnahmen und hin und wieder fürs Fernsehen. Einige Spielfilme waren auch dabei gewesen, doch das war schon eine Weile her, und sie hatte dabei nur assistiert. Ninas größter Ehrgeiz war es, Chamäleon zu einem herausragenden Namen auf einem hart umkämpften Markt zu machen. Für sie war der neue Auftrag die große Chance, ihr Talent unter Beweis zu stellen, indem sie Schauspieler in Charaktere, Realität in Fiktion verwandelte. Immer ging es um Verwandlung, und darin war Nina am allerbesten.

»Wir fangen schrecklich früh an. Um sieben muss ich schon am Set sein«, erklärte Nina, als sie eine Stunde später das Abendessen auftrug. Sie hatte Bohnensalat und Lamm mit Couscous gekocht. Vom Hunger ins Haus gelockt, hatte Mick für heute Feierabend gemacht. »Wir schaffen das doch, oder?«

»Na klar«, erwiderte Mick und schaute seine Frau begeistert an. Nachdem er eine Weile lang stumm gekaut hatte, fügte er hinzu: »Wegen uns brauchst du dir keine Sorgen zu machen.« Er blickte seine Tochter liebevoll an und lud ihr eine Portion Bohnen auf den Teller. »Was meinst du, Kürbis, kommen wir beide zurecht?«

Josie zuckte die Achseln und hob angesichts der Bohnenmenge abwehrend die Hände. Sie mochte es nicht, wenn er sie so nannte. Und außerdem gab er ihr immer so viel zu essen, als wollte er sie mästen. Was Josie betraf, hätte ihre Mutter ruhig die ganze Nacht wegbleiben können, solange sie sich nur in den Pinewood-Studios aufhielt. Seit jenem Samstag, als sie im Alter von fünf Jahren ihre Mutter zum ersten Mal zu einer Schauspielgruppe begleiten durfte, wollte Josie Schauspielerin werden. Nie war sie glücklicher, als wenn sie vorgeben konnte, sie sei jemand anderes.

»Du hast es dir wirklich verdient«, sagte Mick und nahm Ninas Hand. »Ich bin stolz auf dich«, fügte er hinzu und verstärkte den Griff um ihr Handgelenk. Dann beugte er sich vor und gab ihr einen Kuss auf den Hals. Alles fügte sich so, wie sie beide es immer geplant hatten.

Später, als Josie in ihr Zimmer gegangen war, setzten sich Nina und Mick nach draußen. Die Abendluft war warm und duftete nach Jasmin, unterlegt mit einem leichten Geruch nach Salz und Watt, der jetzt bei Ebbe von der Flussmündung herüberwehte. Nina atmete tief durch. Es war noch nicht

ganz dunkel. Sie lachte im Zwielflicht der Dämmerung, und ihr Herz machte vor Freude einen kleinen Hüpfen. »Jetzt haben wir es geschafft.« Nina konnte es kaum abwarten, Laura am nächsten Morgen anzurufen. Ihre Freundin würde sich schrecklich über die Neuigkeit freuen.

»Was geschafft?«, fragte Mick geistesabwesend. Seit Wochen hatte er sich ganz und gar auf seine Arbeit konzentriert. Er verfolgte mit den Augen ein Flugzeug auf seinem Weg aufs offene Meer hinaus. Doch sein Grinsen verrät Nina, dass er sehr wohl wusste, was sie meinte.

»Das alles hier.« Nina lehnte sich zurück und blickte auf ihr Haus. Die Doppelhaushälfte aus den dreißiger Jahren war zwar – wenn auch modernisiert und behaglich – kein Palast, aber für Nina fehlte nicht viel daran. »Dass wir ein eigenes Haus haben, zum Beispiel.«

»Mal abgesehen von der Hypothek«, erwiderte Mick und verdrehte die Augen.

»Wir haben eine schöne Tochter.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung.« Mick war ein hingebungsvoller Vater, ganz im Gegensatz zu den Vätern vieler von Josies Freundinnen, die ihre Kinder nur ab und an bei den gemeinsamen Mahlzeiten, einem Geburtstagsfest oder wenn eine Standpauke fällig war zu Gesicht bekamen.

»Und ich habe einen tollen, gutausschenden und talentierten Mann«, fuhr Nina mit ihrer Aufzählung fort und unterdrückte dabei ein Lächeln, weil sie genau wusste, was jetzt kam.

»Das kann ich nur voll und ganz unterstreichen.« Mick stellte sein Weinglas ab. Auf dem Tisch flackerte eine Kerze. »Komm her!« Er streckte die Arme nach ihr aus. Sie wusste, Widerstand war zwecklos. Was sie betraf, bekam Mick immer seinen Willen.

Mit den Worten: »Außerdem dürfen wir *deine* gute Nachricht nicht vergessen«, trank Nina ihren Wein aus und stand auf. »Sie soll nicht wegen meiner unter den Tisch fallen.« Der Holzstuhl knarrte, als sie sich rittlings auf dem Schoß ihres Mannes niederließ. »Endlich läuft es einmal gut für uns. Ich bin so glücklich, Mick!« Sie schaute ihm tief in die Augen, um das Geheimnis darin zu ergründen. Sie war verliebter denn je.

»Für mich lief es von dem Augenblick an gut, als ich dich kennenlernte.« Mick vergrub die Hände in Ninas dichter Mähne und zog ihren Kopf zu sich heran. Sie küssten sich. Nina stieß einen tiefen Seufzer aus – er kam wie aus einer geheimen Quelle von Liebe, die nur für ihn reserviert war. Mick bog den Hals ein wenig zurück und sagte: »Ich möchte dir etwas zeigen.«

»Was denn?« Nina stand auf, als Mick sich bewegte. Sie war aufgeregt. Das war das Schöne an Mick – bei ihm fühlte sie sich so lebendig! Einige von ihren Freunden beklagten sich darüber, dass ihre Ehe schon nach wenigen Jahren in eingefahrenen Gleisen verlief. Untreue, Langeweile, Disharmonie, Arbeitsstress – all das war schuld daran. Nichts dergleichen jedoch bei den Kennedys.

Nina hatte beinahe ein schlechtes Gewissen, weil ihr Ehemann leidenschaftlich und spontan war und sie noch immer heiß und innig liebte. Sie erinnerte sich daran, wie sie dies eines Abends Laura bei der zweiten Flasche Wein erzählt hatte. Dabei wollte Nina nicht angeben oder die Ehe ihrer Freundin schlechtmachen, doch Mick besaß nun einmal das Talent, ihrer Beziehung frische, aufregende Impulse zu geben. Nina hatte ihre Gefühle einfach nicht für sich behalten können.

»Ich wollte es dir eigentlich erst zeigen, wenn es fertig ist, aber ich kann nicht länger warten«, sagte Mick feierlich.

»Da bin ich aber gespannt, Mr Kennedy.« An der Hand ließ sich Nina durch den Garten zum Atelier führen. Bei ihrem Einzug vor fünf Jahren hatte Mick das Holzhaus aufstellen lassen, und mittlerweile war es praktisch sein zweites Zuhause geworden.

Mitten auf dem Rasen blieben sie stehen, und plötzlich wurde es dunkel vor Ninas Augen. »He, was soll das?«, rief sie, als ihr Mann ihr die Augen zuhielt. Seine Finger rochen nach Nikotin. Nach einem kurzen Moment des Erschreckens lachte sie.

»Folge mir in meine düstere Behausung«, knurrte er übertrieben bedrohlich. »Dort will ich verruchte Dinge mit dir tun.«

Kichernd ließ sich Nina über den Rasen führen. Unter ihren Füßen hörte sie einen Zweig knacken und roch den über süßen Duft der Teerose, die sie erst vor kurzem gesetzt hatte. »Mick Kennedy, du bist ein übler Schurke, aber ich liebe dich trotzdem.«

Es war der passende Abschluss eines bedeutenden Tages. Sie hörte ihren Mann atmen, als er die Tür aufschloss. Den Schlüssel zu der Hütte mitsamt ihren Schätzen trug er stets bei sich.

In der Hütte roch es nach Micks Eau de Cologne und den Utensilien seiner Arbeit. Die Augen noch immer von seinen Händen verdeckt, hörte Nina, wie er mit dem Ellbogen die Tür zudrückte und das Licht einschaltete. Es war erregend, seine warmen Finger in ihrem Gesicht zu spüren. »Was ist es denn, Mick?«, fragte sie. »Ich komme fast um vor Neugier. Bitte, sag es mir doch!«

Das Licht wirkte grell, als er sie losließ. Sie blinzelte.

»Na, was hältst du davon?« Mit ausgebreiteten Armen trat Mick vor eine große Leinwand.

Nina stockte der Atem, ihr ganzer Brustkorb war wie eingeschnürt. Endlich sagte sie: »Es ist wundervoll. Einfach schön.« Tränen traten ihr in die Augen, während sie den lebensgroßen Akt, den er von ihr gemalt hatte, betrachtete. »Es gefällt mir sehr. Aber warum hast du ausgerechnet mich gemalt?«

»Damit ich dich bei der Arbeit immer anschauen kann. In allen Einzelheiten.« Er lächelte mit gespitzten Lippen. Ninas Herz begann zu rasen. »Jetzt, wo der Vertrag mit der Marley-Galerie in London unter Dach und Fach ist, habe ich alle Hände voll zu tun.« Er seufzte. Vielleicht wegen der vielen zusätzlichen Arbeit, dachte Nina. Er stand in letzter Zeit sehr unter Stress. »Du kannst mir ja heute Nacht Gesellschaft leisten«, schlug er vor und freute sich, als sie einverstanden war.

»Es ist so ... so lebensecht!« Nina errötete, als sie näher an das Bild trat und jede einzelne Linie genau betrachtete. Glieder gingen ineinander über, Strähnen von langem Haar lenkten den Blick auf andere Körperteile. Leicht abstrakt wie die meisten seiner Bilder und dennoch mit erlesener Klarheit, hatte Mick Seiten von ihr eingefangen, die ihr schon lange nicht mehr bewusst waren – die Frau und zugleich das junge Mädchen, das Kind, das sie einmal gewesen war.

»Hattest du nicht mehr genug Farbe, um mir Kleider zu malen?« Nina trat zu ihrem Mann und legte ihm die Arme um den Hals.

»So sehe ich dich eben. Frei, schön, nackt. Verletzlich wie ein neugeborenes Kind.«

»Wenigstens hast du mir einen Schal gemalt.« Nina deutete auf den langen Stoffstreifen, der sich lose um ihre beiden Handgelenke schlang. »Hübsch ist der. So einen hätte ich gern.« Dunkellila und rot hob sich der dünne Stoff von ihrer Haut ab. »Aber findest du nicht, dass ich zu mager aussehe?«, fügte sie ein wenig verlegen hinzu.

»So bist du eben«, erwiderte Mick und schraubte einige Farbtuben auf. Kritik konnte er nicht gut vertragen.

»Das finde ich nicht. Ein bisschen dicker, als du mich gemalt hast, bin ich schon.« Nina betrachtete eingehend die Farbschichten, die ihren Körper darstellten. An manchen Stellen hatte Mick mit dem Palettmesser gearbeitet, an anderen dagegen mit einem ganz feinen Pinsel.

»Beweise es mir.« Micks Augen schimmerten blauschwarz.

Für einen Augenblick dachte Nina, er sei sauer wegen ihrer Kommentare, doch dann zog sie die Augenbrauen hoch und begann, ihre Bluse aufzuknöpfen. »Dir ist doch hoffentlich klar, dass du jeden Zentimeter meines Körpers inspizieren musst, um zu überprüfen, ob ich gut getroffen bin.«

Mick grinste. Niemand wurde Zeuge ihrer Leidenschaft, als sie vor dem Bild auf dem Boden lagen. Niemand konnte ihr Glück nachempfinden.

Als Nina mit unsicheren Schritten zum Haus zurückging, war es schon spät. Sie blies die Kerze aus, die noch immer auf der hinteren Terrasse brannte. Mick, der häufig nachts arbeitete, war in seinem hell erleuchteten Atelier geblieben, um zu malen.

Im Badezimmer betrachtete sich Nina im Spiegel. Dann nickte sie langsam. Das Bild sah ihr wirklich ähnlich. Als sie im Bett lag, schaute sie an die Decke, bis sie lächelnd in einen friedlichen Schlummer fiel.

2 Ich lasse den Motor laufen, während ich an dem riesigen schmiedeeisernen Tor hinaufschau. Es ist schwarz gestrichen, und am Fuß seiner massiven Holzpfosten wuchert Quecke. An einer Seite befindet sich ein Tastenfeld, dessen Zugangscode ich als neue Angestellte zugeschickt bekam. Ich drücke vier, sieben, eins, sechs.

Als die eisernen Flügel quietschend aufschwingen, lenke ich eilig den Wagen hindurch. Im Rückspiegel sehe ich, wie sich das Tor wieder schließt. Jetzt bin ich auf dem Gelände eingesperrt. Ich schlucke die Nervosität hinunter, die mir seit einigen Tagen die Kehle zuschnürt, und fahre weiter.

Wie arthritische Arme strecken die Bäume zu beiden Seiten der Auffahrt ihre Äste aus und bilden ein gesprenkeltes Blätterdach. Den Blick starr geradeaus gerichtet, fahre ich zwischen den Buchen und Eichen hindurch, die wie Wächter meinen Weg säumen.

Die Auffahrt mündet in einen weiten Vorplatz vor einem viktorianischen Herrenhaus, das behäbig zwischen den Stallungen und einem modernen Gebäude thront. Im Vorüberfahren lese ich »Naturwissenschaften« an dem hässlichen neuen Backsteinbau.

Ich stelle den Wagen ab und gehe mit meinem Koffer über den knirschenden Kies zum Haupteingang. Es hat geregnet,

und die Luft duftet schwer und süß nach den Blumen, die in Hängekörben und Kübeln den Eingang umgeben.

Ich atme einmal tief durch und trete ein.

»Hallo, ich bin Frankie Gerrard«, verkünde ich so munter wie möglich und füge erklärend »Francesca« hinzu, als mich die Frau am Empfang verwirrt anblickt.

»Ach ja, natürlich.« Sie lächelt mir zu. »Wir haben Sie schon erwartet.« Sie kommt hinter ihrem Schreibtisch hervor und legt mir eine Hand auf den Arm. »Willkommen in Roelcliffe. Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihr Zimmer.«

»Danke«, sage ich. Sie nennt mir ihren Namen, den ich jedoch sofort wieder vergesse.

»Das ist der Speisesaal«, erklärt sie im Vorübergehen. Ich werfe einen Blick hinein. Meine Absätze klappern auf dem Fliesenboden. Normalerweise trage ich nie Schuhe mit Absätzen. »Und dort ist die Bibliothek. Sehen Sie die Pokale, die unsere Mädchen gewonnen haben? An dieser Schule legen wir sehr viel Wert auf Sport«, fügt sie voller Stolz hinzu. Ich folge ihrem Blick.

»Beeindruckend«, erwidere ich und gehe rasch weiter.

Wir laufen durch einen langen Korridor und steigen mehrere Treppen hinauf bis in den obersten Stock des einhundertfünfzig Jahre alten Gebäudes. Dann geht es wieder ein paar knarrende Stufen hinunter, durch einen weiteren Flur, und endlich sind wir da.

Die Empfangsdame schließt eine niedrige Tür auf. »Hier werden Sie es gemütlich haben.« Beim Eintreten überreicht sie mir einen alten Schlüssel. Das Pappschildchen, das mit einem roten Band daran befestigt ist, trägt meinen Namen. »Falls Sie ihn verlieren«, erklärt sie und fügt hinzu: »Das Badezimmer ist am Ende des Flurs. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie etwas brauchen.«

»Es ist alles sehr schön«, erwidere ich lächelnd und lasse meinen kleinen Koffer zu Boden plumpsen. Er fällt um, als wollte er es sich schon bequem machen.

»Ich lasse Sie jetzt allein, damit Sie auspacken können. Um drei trifft sich das Kollegium zu einer Vorbesprechung für das neue Schulhalbjahr. Dort bekommen Sie eine Tasse Tee und haben Gelegenheit, alle kennenzulernen.« Ihre Blicke huschen über mein Gesicht. »Sie sind nicht die einzige Neue in diesem Schulhalbjahr. Wir haben eine neue Sportlehrerin und eine für Französisch, die für ein Jahr aus Paris gekommen ist.« Sie versucht offenbar, mir die Situation zu erleichtern.

»Danke.« Ich halte ihr die Tür auf und füge mit gezwungenem Lächeln hinzu: »Bis später dann.«

Hinter ihr schließe ich ab.

Ich setze mich auf das Einzelbett mit dem Metallrahmen, der durchgelegenen Matratze und der ausgebleichenen Tagesdecke. »Ach ja«, sage ich, um die Akustik meines neuen Zimmers zu testen. Dann schließe ich die Augen und lausche in die Stille meines neuen Lebens.

3 Das Wichtigste, was mir mein Daddy jemals erzählt hat, war, dass mein Name Vogel bedeutet. Er stamme aus dem Lateinischen, sagte er, und meine verstorbene Mutter habe ihn ausgesucht. Während der folgenden zehn Jahre lebte ich in dem Glauben, ich würde eines Morgens mit Flügeln aufwachen und mich in die Lüfte schwingen können.

»Ava, mein dünnes kleines Vögelchen«, pflegte er zu sagen.

Die Kombination aus Autoabgasen und dem rauchigen Geruch seiner Haut, die ich wahrnahm, als ich mich an seinen Hals klammerte, sollte ich jahrelang nicht mehr vergessen. Das Brummen des Motors, während er in seinem großen Wagen davonfuhr, hallte in meinem Kopf wider und gab mir das Gefühl, er sei mir irgendwie nahe, obwohl er in Wahrheit nicht weiter entfernt hätte sein können.

»Bis nächste Woche dann, Ava. Nächste Woche komme ich wieder.«

Aber er kam nicht.

Bis dahin hatte er immer Wort gehalten und mich fast zwei Monate lang jeden Sonntag besucht. Von dem Tag an, als er mir mitteilte, dass er es nicht mehr schaffte.

»Aber *ich* schaffe es«, hatte ich mit meinen acht Jahren versucht, ihn zu überzeugen. »Im Schaffen bin ich gut.« Offensichtlich jedoch nicht gut genug, denn mein Vater rief ir-

gendwo an – wo genau, erfuhr ich nie –, und bald darauf kam jemand in unser schäbiges Reihenhaus und holte mich ab.

»Nun mach kein Theater, Ava«, sagte mein Vater, als ich mich mit finsterem Blick am Türrahmen festkrallte. »Ich komme dich doch Sonntag besuchen.«

»Diesen Sonntag?«, fragte ich. Er nickte und zupfte an seinem Schnurrbart. »Und am nächsten kommst du auch?« Wieder nickte er. »Und am übernächsten?« So fragte ich immer weiter, bis Vater meine Finger vom Türrahmen löste und mich hinausschob. Meinen Koffer hinter mir herschleifend, stieg ich wortlos in das wartende Auto, das mich ins Kinderheim brachte.

Von da an saß ich jeden Sonntag auf dem steinernen Fenstersitz neben der Eingangstür des Heims und wartete auf meinen Vater. Zum Zeitvertreib stellte ich mir mein früheres Leben mit ihm vor – mich, auf das schmutzige Sofa gekuschelt, im Fernsehen die Schlachtengesänge während eines Fußballspiels, den Gestank nach verschüttetem Bier, das auf Dads Hemd trocknete. Immer hielt ich den Blick unverwandt auf seine Brust gerichtet, die sich im Schlaf hob und senkte, und zählte seine Atemzüge. Sobald sie langsamer oder unregelmäßig wurden, knuffte ich ihn, bis er sich rührte.

Es kam auch vor – allerdings nicht sehr häufig –, dass ich ihm bei der Gartenarbeit half. Ich kniff die Augen gegen die blendende Sonne zusammen und sah meinem Vater zu, der am Ende unseres schmalen Gartenstreifens den Spaten schwang. Dabei pulte ich mir den Schmutz unter den Fingernägeln hervor und fragte mich, welchen Zweck das alles hatte. Die Kartoffeln würden wie immer in der Erde bleiben, bis sie verfaulten.

Jedes Jahr verkündete Dad, dass er eigenes Gemüse anbauen wollte. »Ein richtiges Festmahl werden wir halten, du

und ich, mit selbstgezo­genem Rosenkohl zu Weihnachten.« Doch Jahr für Jahr erschöpften sich William Fergus Atwoods Aktivitäten darin, einige taillenhohe Unkräuter abzuhacken und vielleicht noch ein paar Quadratmeter des schweren Lehmbodens umzugra­ben, bevor er sich wieder der Flasche ergab.

Manchmal ging ich auch zur Schule. Dort gefiel es mir, aber häufig konnte ich nicht hin, weil ich nichts Sauberes an­zuziehen hatte. Nicht einmal ein T-Shirt. Ich durchwühlte die Kleidungsstücke, die sich unter meinem Bett und in den Ecken meines winzi­gen Zimmers angehäuft hatten, als hätte sie ein Wüstenwind dorthingeweht. Kleider, die, soweit ich mich erinnerte, einmal ein buntes Muster aus Streifen oder Patchwork gehabt hatten, waren vom wochenlangen Tragen so schmutzig geworden, dass ich in Unterwäsche bleiben musste.

Also drückte ich mich im Haus herum und trieb meinen Vater zum Wahnsinn, indem ich mit Dingen spielte, die mir nicht gehörten. So fummelte ich an seinen kostbaren Ballon­flaschen herum und beobachtete, wie die kleinen Bläschen aus dem gärenden Wein aufstiegen. Ich verhedderte seine Angel­schnüre und verstreute seinen Tabak, während ich Früh­stücksflocken aus der Packung aß. Ich nahm die Eier aus dem Karton und legte sie in ein Nest, das ich für ein imaginäres Huhn gebaut hatte.

Hin und wieder kam eine Dame von der Gemeinde. Sie räumte auf, kochte für uns und wischte Dads Hemdbrust sau­ber, während er schnarchte. Mit langsamen Schritten stakste sie durch unser Häuschen, als traute sie sich kaum, die kleinen Zimmer zu betreten. Beim Arbeiten murmelte sie vor sich hin und fasste unsere Sachen mit spitzen Fingern an. Hinterher ging es uns eine Zeitlang besser. Das machte mich glücklich.

Ich hatte saubere Sachen zum Anziehen und konnte wieder zur Schule gehen. Ich lernte lesen und malte gern.

Manchmal jedoch gelangte ich trotz sauberer Kleider nicht bis auf die Straße, wo die anderen Kinder auf dem Weg zur Schule waren, denn Dad lag auf dem Fußboden und blo­ckierte die Tür. Am Abend zuvor war er sternhagelvoll aus dem Pub gekommen und hatte es gerade noch geschafft, die Tür aufzuschließen. Nach einer mehrtägigen Safttour lag er da wie ein nasser Sack.

»Steh auf und geh ins Bett, Dad!«, rief ich dann und zog ihn an den Haaren. Ich versuchte, ihn beiseitezurollen oder zu zerren und stieß ihn so lange mit dem Fuß an, bis er sich knurrend ein Stückchen fortwälzte und ich die Tür einen Spaltbreit öffnen konnte. Das genügte mir, um mich hin­durchzuzwängen und mich in der frischen Morgenluft un­auffällig in den Zug der Kinder einzureihen, die auf dem Weg zur Schule waren.

An den Tagen, an denen sich mein Vater nicht rührte und ich mich daher nicht durch den Türspalt quetschen konnte, stützte ich die Ellbogen auf die Fensterbank, legte das Kinn in die Hände und sah zu, wie meine Schulkameraden, ihre Frühstücksdosen in der Hand, lächelnd an unserem Haus vor­übertröteten. Vergeblich hatte ich versucht, ein Fenster zu öffnen und hinauszuklettern. Die Fenster im Erdgeschoss wa­ren alle von Farbe verklebt, und die Hintertür hatte sich vor Alter und Feuchtigkeit derart verzogen, dass nur Dad sie mit­tels Faustschlägen und Tritten aufbekam. An solchen wegge­tretenen Tagen, wie ich sie nannte, war ich eine Gefangene.

»Genau wie jetzt auch«, dachte ich und trommelte mit den Fingern gegen das steinerne Fensterkreuz, während ich dar­auf wartete, dass der Wagen meines Vaters auf der gewunde­nen Zufahrt auftauchte. Nicht viele Autos kamen zum Roe-

cliffe-Kinderheim. Es war, als hätte uns die Welt vergessen. Ab und an brachte ein Lieferwagen Säcke mit Kartoffeln und Möhren, und gelegentlich kam der Installateur und hämmerte im Heizungskeller herum. Die älteren Kinder sagten, er käme nicht nur deswegen, aber ich wusste nicht, was sie damit meinten. Und manchmal – auch wenn ich es noch nie erlebt hatte – holte ein Bus die Kinder zu einem Ausflug ab. Ich wollte nicht so lange im Heim herumsitzen müssen, um herauszufinden, ob das stimmte.

Als schließlich ein Auto zwischen den Bäumen am Ende der Auffahrt erschien, machte die Nachricht rasch die Runde, und alle drängten sich vor dem Fenster, um zu sehen, wer dort kam. Ich blieb wie angewurzelt auf meinem Stammplatz sitzen und rührte mich nicht vom Fleck. Falls es Dad war, wollte ich ihm sofort zuwinken.

Ich liebte meinen Vater, auch wenn er nicht so war wie andere Väter. Ich glaubte, als er meine Mum verlor, verlor er auch den Verstand.

Ich lehnte die Stirn an die kühle Fensterscheibe und spürte eine seltsame Lust, den Schädel durch das Glas zu schmettern. Ich stellte mir vor, wie mir das Blut übers Gesicht lief, zu beiden Seiten der Nase entlang und an den Mundwinkeln vorbei. Dann malte ich mir aus, wie mir die Betreuerinnen entsetzt das Gesicht mit einem feuchten Tuch abtupfen und mich für meine Dummheit ausschimpfen würden. So fest ich mich traute, presste ich den Kopf gegen das Glas und schrak zusammen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte.

»Hast du nichts zu tun?« Ich drehte mich um und sah einen fremden Mann, der auf mich herunterblickte. Beim Anblick seines fleckigen Gesichts und des massigen Körpers erstarrte ich förmlich. Seine Arme standen ab wie die Äste eines Baumes, und die in sein Gesicht eingegrabenen Linien

erinnerten mich an dürre Zweige vor einem sturmgrauen Himmel. Das Blut wich mir aus dem Kopf, mein Herz pochte wie wild vor Angst. Ich wollte nach Hause. Ich wollte zu meinem Dad.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, etwas zu sagen, brachte jedoch kein Wort heraus. Obwohl ich noch nicht lange in dem Heim lebte, gingen mir ständig diese schrecklichen Geschichten durch den Kopf, die dummen Lügenmärchen, die sich die Schandmäuler ausdachten. Ich kniff die Augen zu, um nichts mehr sehen zu müssen, und presste die Lippen gegen den Schrei zusammen, der in mir aufstieg.

»Dann komm mit und hilf mir«, knurrte der Mann. Verstoßen schielte ich zu ihm hoch, in das knotige, geäderte Gebilde an seiner Kehle. Es sah aus, als hätte er einen Haufen vergammelter Weintrauben verschluckt, die nun von innen gegen seine schlaffe Haut drückten.

Mit den gemurmelten Worten: »Faulenzerei bringt dich nur auf dumme Gedanken«, zog er mich am Arm von meinem Sitz hoch und zerrte mich durch den langen Korridor hinter sich her.

Wie der Wind in den Seiten eines Buches raschelt, so flogen mir die Geschichten durch den Kopf, bis alles durcheinanderging: die abendlichen Gruselgeschichten der anderen Kinder und die schlimmen Träume im Schlaf, den die scheußlichen Tabletten brachten. Vielleicht waren es ja alles nur Hirngespinnste, aber irgendwie hatte dieses Treiben Eingang in unseren Alltag gefunden, als wäre es etwas völlig Normales – so normal, wie frisch gewaschene Laken vor dem Aufhängen auszuschlagen, den Fußboden zu fegen oder Feuer im Kamin zu machen.

Widerstrebend folgte ich dem Fremden durch die düsteren Flure des Heims, vorbei an immer neuen Räumen. »Wohin

gehen wir?«, wagte ich zu fragen, doch der Mann beachtete mich nicht.

Mit weit aufgerissenen Augen und einem wie zum stummen Schrei geöffneten Mund lief ich steifbeinig durch die Korridore, weitergezogen von dem Mann, der mit seiner Körperkraft meinen zaghaften Widerstand im Keim erstickte. Endlich blieben wir vor einer Tür stehen. Der schreckliche Mann klopfte an und trat sofort ein.

Drinne war es so blendend hell, dass ich dachte, die Sonne wäre irgendwie hereingekommen. Rasch kniff ich die Augen zu. Ich konnte nichts erkennen außer der dunklen Silhouette eines anderen Mannes, der hinter einem Schreibtisch saß. Vor Angst bedeckte ich die Augen mit dem Unterarm. Dabei betete ich darum, dass alles verschwinden möge.

»Nicht die«, sagte der Mann hinter dem Schreibtisch mit einer Stimme, die direkt aus der Hölle zu kommen schien. »Da gibt es noch einen Vater. Hol eine andere.«

4 »Miss Gerrard«, sagt der Mann gedehnt. »Ich bin Mr Palmer, der Schulleiter.« Seine Haut fühlt sich wächsern und feucht an, als wir uns zur Begrüßung die Hände geben. Auf den Schultern seines dunklen Anzugs liegen die Kopfschuppen wie Puderzucker.

»Bitte, nennen Sie mich doch Frankie«, sage ich.

»Haben Sie sich schon eingewöhnt? Wie gefällt Ihnen Rocliffe? Die Hausmutter hat mir schon von Ihnen erzählt.«

Ich öffne den Mund, um etwas zu erwidern, doch die Frau vom Empfang kommt mir zuvor.

»Sie ist doch erst seit einer Stunde hier, Geoff. Lassen Sie ihr ein bisschen Zeit.« Mit diesen Worten reicht sie mir eine Tasse Tee und führt mich fort.

»Kommen Sie, meine Liebe, ich möchte Sie Sylvia vorstellen. Geoff würde Sie nur mit seinen endlosen Geschichten langweilen. Er weiß alles über diese Schule und scheint zu glauben, dass alle anderen es auch wissen wollen«, fügt sie mit einem Lächeln hinzu.

Ich lächle zurück und folge ihr durch das Gewimmel der anderen Lehrkräfte. Dabei fühle ich mich ziemlich verunsichert.

»Hallo, Bernice«, begrüßt Sylvia die Empfangsdame freundlich und küsst sie auf beide Wangen. »Wie war dein Urlaub?«

Es war Sylvia, die Hausmutter, gewesen, die zwei Tage zuvor am Telefon mit mir das Bewerbungsgespräch geführt hatte. Es ging alles sehr schnell. Vor einer Woche las ich die Stellenanzeige auf der Website der Schule. Es gab mehrere freie Stellen, doch bei den meisten handelte es sich um Lehrerjobs, für die ich nicht qualifiziert bin.

Ich musste meinen ganzen Mut zusammennehmen, um mich auf die Anzeige zu bewerben. In unserem Telefongespräch erklärte die Hausmutter, dass sie jetzt, kurz vor Beginn des Schulhalbjahres, dringend Hilfe benötige. Eigentlich sollte ein Mädchen eingestellt werden, das jedoch in letzter Minute ohne Begründung abgesprungen war. Als ich behauptete, dass ich mehrere Jahre mit Jugendlichen gearbeitet hatte, bot sie mir auf der Stelle den Job an.

Während ich meinen Tee trinke, höre ich geduldig Sylvia und Bernice zu, die sich über die langen Sommerferien unterhalten. Sylvia sieht eigentlich gar nicht wie die Hausmutter einer Schule aus.

»Nochmals hallo«, sage ich, als sie sich mir endlich wieder zuwendet, worauf sie meine Hände fest drückt. »Melde mich zum Dienst«, füge ich mit einem gezwungenen Lachen hinzu. Trotz ihrer Sprunghaftigkeit mag ich Sylvia. Sie hat mir eine Chance gegeben und vermittelt mir spontan das Gefühl, als könnte ich hier eines Tages dazugehören.

»Es ist schön, Sie zu sehen, Frankie. Ich bin so froh, dass Sie die Stelle angenommen haben! Gefällt Ihnen Ihr Zimmer?« Sie stellt sich auf die Zehenspitzen, um mir einen Kuss auf die Wange zu hauchen. »Melden Sie sich, wenn Sie etwas brauchen. Ich will Sie auf keinen Fall wieder verlieren, so wie all die anderen.«

»Es ist alles in Ordnung«, erwidere ich. »Ich bin sehr ... glücklich, hier zu sein. Von meinem Zimmer aus habe ich ei-

nen wunderschönen Blick über das Gelände.« Ich überlege, was es mit »all den anderen« wohl auf sich haben mag.

»Warten Sie nur bis zum Herbst. Dann sind die Bäume einfach grandios.«

»Das kann ich mir denken. Wann treffen die Schülerinnen ein?« Ich kann die ernsten Gesichter der Mädchen schon vor mir sehen und stelle mir vor, wie sie aufgeregt von ihren Ferienerlebnissen erzählen, sich mit Tränen in den Augen von ihren Eltern verabschieden und in ein neues Schulhalbjahr starten.

»Zwischen sieben und neun. So bleiben uns noch ein paar Stunden, um uns auf den Ansturm der Hormone vorzubereiten.« Sylvia lacht.

»Ach du Schreck!« Ich lache überlaut und halte mir dann die Hand vor den Mund.

»Was ist denn hier so lustig?« Ein Mann mit sandfarbenem Haar tritt von der Seite auf Sylvia zu und versetzt ihr einen Schubs mit dem Ellbogen. »Willst du mich nicht vorstellen?«

»Frankie, das ist Adam. Adam unterrichtet Geschichte.«

»Ja, ich lebe sozusagen in der Vergangenheit«, sagt er freundlich. Ich bemerke einen leichten Akzent. Vielleicht Südafrika?

»Das ist aber ziemlich ungesund«, witzele ich, nur um etwas zu sagen.

»Frankie ist meine neue Assistentin«, fährt Sylvia fort. »Woher kommen Sie noch mal, Frankie?«

»Unten aus dem Süden«, erwidere ich vage, bemüht, Adams interessiertem Blick auszuweichen. Er ist groß und steht so lässig da, als würde er sich an eine unsichtbare Wand lehnen. Die zierliche Teetasse und Untertasse wirken in seinen großen Händen geradezu wie Puppengeschirr. Er trägt ein gestreiftes Hemd über schwarzen Jeans und hat strubbeliges

Haar und gebräunte Haut. Er ähnelt mehr einem Surfer als einem Lehrer.

»Aha«, sagt er langsam, die Lippen über seinem markanten Kinn zu einem schiefen Grinsen verzogen. »Aus dem Süden also, genau wie ich. Und Sie leben bestimmt ganz und gar in der Gegenwart, nehme ich an. Wo Sie sich doch um die Mädchen kümmern müssen.« Ohne den Blick von mir zu wenden, trinkt er einen Schluck Tee. »Laute Musik, Internet, Computerspiele, Make-up, Jungs und Tränen. Na, viel Glück.« Seine Augen sind sehr blau. Erst als ich den Blick von ihm löse, bemerke ich den Laptop, den er sich unter den Arm geklemmt hat.

Sylvia redet mittlerweile mit jemand anderem. »Wie sind die Mädchen so?«, frage ich Adam, um nicht verlegen herumzustehen.

Adam betrachtet meine Wange. Mehrmals öffnet und schließt er den Mund, bevor er antwortet. Ich werde rot. »Sie ... sie sind eigentlich ein netter Haufen. Einige von ihnen manchmal ein bisschen verwöhnt und anspruchsvoll.« Er starrt mich noch immer an.

»Vielleicht haben sie Probleme zu Hause.« Ich grabe die Fingernägel in die Handfläche, so unbehaglich fühle ich mich.

»Privilegiert ist, glaube ich, das Wort, nach dem Sie suchen. Und außerdem haben Sie sich verletzt.« Adam runzelt die Stirn, worauf ich unwillkürlich zurückweiche, als hätte er versucht, mein Gesicht zu berühren.

Der Schulleiter schlägt leicht mit dem Löffel gegen seine Tasse und rettet mich so davor, eine Erklärung abgeben zu müssen.

»Das macht nichts, es ist nur eine Schramme«, flüstere ich, da Adam nicht aufhört, mich anzustarren.

Dann drehe ich ihm den Rücken zu und konzentriere mich darauf, was der Schulleiter mitzuteilen hat. In knappen, auf-

munternden Worten stimmt er uns auf das neue Schulhalbjahr ein, erinnert uns an unsere Verantwortung gegenüber den dreihundertsiebenundfünfzig Mädchen, die Roecliffe Hall besuchen, und bittet uns, ein kurzes Gebet für ein weiteres glückliches und erfolgreiches Schuljahr zu sprechen. Alle senken den Kopf, doch ich halte meinen hoch und blinze heiße Tränen fort. Meiner Erfahrung nach helfen Gebete nicht.

Gegen sieben trafen die Mädchen in einem Wirbel aus Lärm und Gepäckstücken ein. Durch das kleine, bleiverglaste Fenster meines Zimmers blickte ich auf die Schlange der Autos in der Einfahrt hinab. Die alte Fensterscheibe beschlug von meinem Atem, während ich zusah, wie die Kinder den teuren Wagen entstiegen. Einige von ihnen verabschiedeten sich lediglich mit einem beiläufigen Winken, nachdem ihr Gepäck aus dem Kofferraum ausgeladen worden war.

Es schnürte mir die Kehle zu.

»Stört es dich, wenn ich mal kurz telefoniere, Sylvia?« Wir brachten die Mädchen gerade zu ihren jeweiligen Schlafsälen und waren den neuen Schülerinnen behilflich.

Das laute Geplapper verklang, als ich den Korridor hinunterging, wo ich zuvor einen Münzfernsprecher entdeckt hatte. Ich besaß kein Handy. Unter der Haube aus Plexiglas hatte jemand Namen und Telefonnummern an die Wand geschrieben, daneben gab es die üblichen Kritzeleien, mit Nagellack und Tipp-Ex geschmiert oder mit der Zirkelspitze in die Wand geritzt.

Ich angelte fünfzig Pence aus der Tasche, schob sie in den Schlitz und hörte mir einige Minuten lang das Freizeichen an, bevor ich auflegte. Die Münze kam wieder heraus. Mit einge-

hängtem Hörer wählte ich noch einmal dieselbe Nummer. Es konnte ja nichts schaden.

»Alles in Ordnung, Miss Gerrard?« Der Schulleiter, der gerade vorbeikam, verlangsamte seinen Schritt. Bei der schwachen Beleuchtung wirkte sein Gesicht wie aus verwittertem Holz geschnitzt. Meine Haut begann zu kribbeln.

Ich steckte die Münze wieder in die Tasche und antwortete: »Ja, alles prima, danke.« Doch er war schon weitergegangen.

Beim Frühstück am nächsten Morgen setzt sich Adam im Speisesaal neben mich. Alle anderen Plätze sind schon belegt. Er nickt mir und den anderen am Tisch grüßend zu und klappt dann seinen Laptop auf. Zwischen den einzelnen Bissen Marmeladentost tippt er auf der Tastatur herum und bittet eine Frau, die ich nicht kenne, ihm die Teekanne zu reichen.

»Wie war Ihre erste Nacht?«, fragt er und blickt vom Bildschirm auf. Offensichtlich kann er problemlos gleichzeitig denken, tippen, essen und reden.

»Ich bin nur viermal geweckt worden. Dreimal Weinanfälle, einmal Erbrechen.« Ich trinke einen großen Schluck Kaffee. Die anderen Lehrkräfte haben kaum mehr als guten Morgen zu mir gesagt.

Der Toast verharrt auf halbem Weg zu Adams Mund. Er legt das Brot auf seinen Teller und tippt wieder ein oder zwei Minuten. Was auf dem Bildschirm steht, kann ich nicht erkennen. Farbiges Sonnenlicht fällt durch die Buntglasfenster und spielt auf seinem Haar.

»Das war aber Pech«, sagt er, als erinnere er sich erst jetzt wieder an unser Gespräch.

»Im Grunde keine wirklich schlechte Nacht«, erwidere ich vage. In Wahrheit hätte ich ohnehin nicht schlafen können, auch wenn die Mädchen mich nicht gestört hätten.

»So.« Adam klappt den Laptop zu und dreht sich zu mir um. »Was haben Sie an Ihrem ersten Tag in Roecliffe vor?« Ich kann seinen Akzent noch immer nicht recht einordnen. Er umfasst seinen Becher mit beiden Händen.

Ich hoffe, dass es bald zum Unterricht klingelt, und antworte seufzend: »Ich muss nachsehen, ob die Mädchen ihre Koffer richtig ausgepackt haben. Dann muss ich mich um die Betten kümmern, die schmutzige Wäsche, Make-up, Bonbonpapier, Tempotaschentücher und sonstigen Müll einsammeln, der sich in den Zimmern von Teenagern findet. Ich muss nach Drogen suchen, die Fundsachen vom letzten Halbjahr verteilen, darauf achten, dass alle zu Mittag essen – ich habe eine Liste der Magersüchtigen bekommen – und dann an einem Treffen der Hausangestellten teilnehmen, wo es um Arbeitsabläufe bei der Wäsche geht. Und dann –«

»Ach herrje!« Adam lacht. »Ich sehe schon, Sie kennen sich aus. Wo, sagten Sie, haben Sie vorher gearbeitet?« Er wartet auf meine Antwort.

Plötzlich habe ich das Gefühl, als würde es im ganzen Speisesaal still, so als wollten alle meine Antwort hören.

»Alles in Ordnung, Frankie?« Adam runzelt die Stirn.

Ich nicke. Das Stimmengewirr setzt wieder ein. »Mir war nur ein bisschen schwindlig.« Das stimmt auch. Ich möchte nicht unhöflich sein, aber ich wünschte, er würde gehen und seinen Unterricht abhalten und mich meine Arbeit machen lassen.

Adam befreit seine Beine aus der engen Bank und stellt seinen Becher klirrend auf den Teller. Anscheinend hat er den Wink mit dem Zaunpfahl verstanden. »Dann vielleicht bis später.« Er mustert mich von oben bis unten, bevor er geht.

Gleich darauf klingelt es. Ich bleibe regungslos sitzen, während zahllose Füße über den Dielenboden trampeln. Das

Geräusch geht mir durch und durch. Die stampfenden Schritte der Schülerinnen und Lehrer, das kontrollierte Chaos, mit dem der Tag beginnt, die vielen Leben, die in diesen Mauern geformt werden – alles trägt mich zurück in die Vergangenheit. An einen Ort, an den zurückzukehren ich mir nie hätte träumen lassen.